

Orgelspiel am Wochentag

Autor(en): **Linden, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **58 (1954-1955)**

Heft 24

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672972>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zum Eidgenössischen Betttag

Es war ein schöner Herbsttag, klar und mild die Luft, und ganz wie Glockentöne, schwiegen sie hier, so hallten sie, bald milder, bald ernster, von anderswo her. Es war, als ob ein treu Elternpaar zuspreche seinem Kinde, und Schwiege des Vaters ernste Stimme, so begönne leiser, milder, aber zugleich innig die Mutter. Der Betttag hat noch immer seine hohe Bedeutung unter uns, feierlich wird uns zumute, und je näher wir im kommen, desto demütiger werden wir, desto klarer stellt das Bewußtsein sich heraus, daß wir vor Gott des Ruhmes mangelten, daß all unsere Gerechtigkeit sei wie ein unflätiges Kleid.

Orgelspiel am Wochentag

Einer von jenen Meistern, welche, scheinbar mit leichtester Hand, die Seelen der Menschen durch alle Regionen der Verzauberung heben, führen und versenken, Lichthöhen hinauf, Abgründe hinab — ist Johannes Müller, ein grosser Pianist, Magier des Flügels.

Am Tag nach dem Konzert sitzt, in gewollter Einsamkeit, Johannes Müller auf einer Flussterasse. Breit, undefinierbar in der Farbe, wälzt unten der Fluss sich meerwärts. Die Luft des Junitages zeigt jene phantastische Helligkeit, die allen Dingen den durchsichtigen Schein des Gläsernen verleiht, eine Luft, welche die Gedanken in die Ferne führt.

Ein unerwartetes Telegramm hat die Reisepläne durchbrochen. Johannes Müller braucht nicht, wie

bei früheren Konzerten in Köln, sofort am nächsten Tag abzureisen; plötzlich hat er, der Rastlose, zwei unvorhergesehene Tage Zeit.

Der Pianist sitzt am Rhein. Seine Augen gewahren wohl das herrliche lebenstrotzende Bild der Häuser, Schiffe und Brücken, in Rauch und vielfachen Glanz gehüllt — aber die Blicke schweifen darüber hinweg, den vereinzelt, winzigen Silberfleckenwolken nach, die langsam, als wollten sie die strahlende Bläue des Rheinlandhimmels nicht verlassen, nach Osten schweben.

Johannes Müller springt auf. Sein Entschluss ist gefasst. Die stumme Lockung der Ferne hat gesiegt. Trotz den plötzlichen zwei freien Tage und allen liebenswürdigen Reizen Kölns wird er die Domstadt sofort verlassen.

Wenige Minuten später durchrast ein blaues Auto, der Wagen des Pianisten, die rechtsrheinische Landschaft. Der Strom ist verschwunden; seine sanfte Schwester, die Lahn, biegt sich an lieblichen Waldungen entlang. Johannes Müller fährt dicht heran an den Fluss, verlangsamt das Tempo, erreicht Limburg und nähert sich rasch dem Ziel.

Das impulsiv gesetzte Ziel ist ein Dorf, das wahrhaft entzückend liegt. Schlicht krönt es einen breiten niedrigen Berg, den dichter Wald geheimnisvoll-blaugrün verdunkelt. Wer das Dorf betritt, kommt aufwärtssteigend durch Wald, wer es verlässt, kommt abwärtsgehend, durch Wald. Beim Kommen wie beim Verlassen grüsst den Wanderer der Ruf des verborgenen, aber zuverlässigen Kuckucks. Auf der Hochebene steht das Dorf mit seinen achtundachtzig Häusern, die mit Ausnahme der amtlichen Gebäude und der vier Gastwirtschaften altersschwarze Moosdächer haben. Kreideweiss ragt der hohe Turm der Pfarrkirche über das wellige Land, das unzählige Getreidefelder mit einem gelben Leuchten erfüllen.

Vor der Kirche stoppt der Pianist den Wagen, steigt aus, durchschreitet den Garten der Toten, betritt das kühle Haus Gottes, erklimmt die gewundene Treppe, erreicht die Galerie, setzt sich vor die Orgel, klappt sie — mit dem Mechanismus vertraut — auf und beginnt, langsam zunächst, wie unschlüssig oder zerstreut, auf dem edlen Instrument zu spielen.

Diese Orgel war die Vision gewesen, die den Johannes Müller auf der Rheinterrasse in Köln mit Heimwegewalt überrascht hatte.

In diesem waldigen Gebirgsdorf war Johannes Müller geboren worden. Auf dieser Orgel, dem seltsamen Instrument mit gestufter Tastatur und schlanken Silberpfeifen, hatte der grosse Virtuose zuerst die himmlische Macht der Musik staunend erleben gelernt. Der einzige Sohn des früh verstorbenen Gärtnerehepaars, das im benachbarten Schloss des Grafen W. die Blumenhäuser verwaltet hatte, Waisenknabe seit dem elften Jahr — Johannes Müller, dessen Name, nunmehr mit Riesenschlüssen auf den Litfasssäulen der Grossstädte erscheinend, den Musikfreunden die Gewähr grossartiger Genüsse bedeutet — war seit zwölf Jahren nicht mehr in seinem Geburtsort gewesen.

Nun sitzt Johannes Müller an der Heimatkirchenorgel und spielt. Wenn er nach links sieht, trifft sein Blick das sanfte, tiefgläubige Gesicht jenes Apostels des Abendmahltisches, der Johannes

heisst, wie er selbst, am rechten Fenster leuchtet der Goldkopf der Magdalena. Johannes Müller spielt, was er damals gespielt hatte, vor jenen vielen Jahren, das, was einer Kirche und einer Orgel gemäss ist. Nichts von den Feuerstürmen weltlicher Leidenschaften, jene Tonwunder von Bach und Händel spielt er, welche unmittelbar, geradenwegs sich an die Himmelssehnsucht der Menschenseele wenden, Melodien, die Johannes Müller nie vergessen hat, die zwar nicht in die Konzertprogramme passen, die man von ihm, dem Tonbeschwörer irdischer Schönheit, fordert, die er aber zu Hause, allein, für sich selbst, auf dem Flügel oft genug aufklingen liess.

Der Meister sitzt mit dem Rücken gegen das Kirchenschiff. Aber wenn er auch umgekehrt sässe, würden seine Augen wohl kaum der Dinge ansichtig geworden sein, die sich inzwischen vollzogen haben. Das besondere Erlebnis dieses Nachmittags hat den Pianisten völlig in der Gewalt.

In der Tat — ein aufregendes Ereignis für das einsame Walddorf! — Orgelspiel am Wochentag!

Pfarrer und Kaplan sind verreist zur Bischofskonferenz nach Limburg. Die Haushälterin, einziger Insasse des Pfarrhauses, hat die ersten Töne mit Schrecken vernommen. Dieselbe Entgeisterung hätte das runde, rotbackige Gesicht Anna Hilles gespiegelt, wenn das schrille Geläut der Feuerwehr plötzlich durch die offenen Fenster gejagt wäre. Die Haushälterin rennt den Quergang, der Pfarrhaus und Kirche verbindet, entlang, betritt, etwas keuchend, die Halle, erblickt den Rücken des Unbefugten, stürzt hinüber zu Peter Nickels Haus. Da aber Peter Nickel nicht nur Küster und Organist, sondern auch Bauer ist und als Bauer am meisten zu tun hat, ist er immer eher auf seinen Feldern als in Haus oder Kirche zu finden.

Unterdes wächst das Orgelspiel zum Alarm.

Die Bauern treten aus Häusern und Ställen, gebückte Gestalten auf den Feldern richten sich auf und starren lauschend zum Kreideturm hinauf. Ein leichter Wind treibt die Schallwellen weiter Kreis um Kreis; dort, wo sich die Töne verlieren, erlöschen, ruft es einer dem andern zu: Die Orgel — Die Orgel — Am Wochentag — Nachmittags vier Uhr — Was mag es bedeuten? Und die meisten der Bauern und Bäuerinnen lassen die Arbeit ruhen, legen die Geräte nieder, eilen hinauf zum Dorf. Der Kirchhof ist zu klein für die Lebenden. Auf der Strasse drängt sich die Menge. Diejenigen aber, die im Kircheninnern Platz fanden, beneh-

men sich sonderbar, unbegreiflich. Still stehen sie, starren und lauschen. Niemand von ihnen kommt auf den Gedanken, die Treppe hinaufzusteigen, dem Fremden auf die Schulter zu klopfen und rauhen Tones zu fragen: «He, was soll das? Was machst du da? Wie kommst du dazu, dich an unsere Orgel zu setzen und zu spielen? Wer gab dir das Recht?»

Ueber eine halbe Stunde schon spielt Johannes Müller. Der lauschenden Menge kommt es vor, als sei die Orgel gar nicht mehr ihre Orgel. So wundervoll, wie sie jetzt tönt, am Wochentag, hatte sie noch an keinem Sonntag geklungen, selbst nicht an den höchsten Feiertagen. Die Bauern wissen zwar nicht, dass dieser Fremde, von dem sie nur den Rücken sehen können, in ihrem eigenen Dorf geboren wurde, sie würden auch nicht wissen, wer Johannes Müller in der grossen Welt ist — aber sie spüren, dass der Fremde, der dort oben als Unbefugter spielt, ein Meister ist, ein Zauberer vielleicht. Dieses Gefühl hält sie von jedem feindlichen Eingreifen zurück. Peter Nickel, den der Alarm endlich erreichte, erscheint. Von neuem staunen die Bauern. Der Küster und Organist, also eigentlicher Herr des Instrumentes und in Abwesenheit der beiden Geistlichen einzige Amtsperson im Kirchengebiet, steigt wohl, so gut es seine sechzigjährigen Beine erlauben, die Emporetreppe hinauf, tritt wohl energisch auf den Fremden zu und sieht ihm scharf ins Gesicht. Aber siehe, auch er, der Küster, der Mann mit der Amtsgewalt, ist keineswegs der Mutige, der dem Fremden hart auf Schulter oder Finger klopft und dem soeben am Kirchenportal angelangten Gendarmen winkt.

«Johannes», sagt der Küster, «du bist also doch einmal heimgekommen!»

Als Johannes Müller diese Stimme hinter sich hört, die immer noch jenen merkwürdig-heiseren Klang hat wie früher, dreht er sich um, die Finger verlassen die Tastatur, so dass die himmlischen Silberpfeifen zum Schweigen kommen, und nun sieht die unten starrende Menge, dass der Fremde erstaunlicherweise auf Schultern klopft. Auf die Schultern Peter Nickels; allerdings in einer ganz andern Art, in einer herzlichen, vertrauten, liebenswürdigen Art.

«Ja», sagt der Pianist, die Orgeltastatur sachte zuklappend, «komm, lieber Peter Nickel, lass uns gehen!»

Die zwei Männer steigen die Treppe hinab, gehen Arm in Arm durch die schweigende Menge,

die sich, aber immer noch kopfschüttelnd, zu zerstreuen beginnt, hinüber zum «Goldenen Hirsch». Gleich funkelt gelber Rheinwein in grünfüssigen Gläsern.

«Aber ich habe dich nicht vergessen, lieber Peter Nickel», sagt Johannes Müller, und prostet dem ersten Musiklehrer seiner Laufbahn zu.

«Ich weiss», erwiderte der Küster, «immer kam etwas von dir. Zeitungen, Postkarten, Geschenke. Es hat mich immer gefreut. Aber ich wartete auf dich. Ich weiss, dass die Welt gross ist, und ich las in den Zeitungen, wie gross du geworden bist. Nun bist du also doch noch einmal gekommen. Ich danke dir.»

Ein etwas verlorenes Lächeln gleitet über Johannes Müllers Gesicht. Er sagt: «Wenn du wüsstest, mein Lieber, wie da draussen die Zeit vergeht, zerrinnt, rast, und wie man immer unterwegs sein muss, auf der Reise von Stadt zu Stadt, von Vertrag zu Vertrag, von Konzert zu Konzert, dann würdest du begreifen, wenn ich sage: die Jahre, die ich fort bin, erscheinen mir wie Monate — —»

«Ich begreife», sagte der Küster schlicht.

Johannes Müller drückt dem alten Mann stumm die Hand. Sie sitzen zusammen bis tief in die sternensilberdurchsprühte Nacht. Der weitgereiste Pianist erzählt. Der Organist lauscht. Auf dem Holztisch häufen sich leere Flaschen. Der Wirt, miteingeladen, atemloses Staunen in kleinen verkniffenen Augen, trinkt freudig und fleissig mit. Geschichten, wie sie Johannes Müller erzählt, waren in der Wirtsstube noch nie gehört worden.

Am Nachmittag des nächsten Tages verlassen Peter Nickel und Johannes Müller gemeinsam das Dorf. Sie gehen langsam durchs grüne Helldunkel duftender Tannenwaldgänge, dann ein Stück weissflimmernde Landstrasse entlang und sind nach einer halben Stunde im Nachbarort, der Bahnhof und Kurhotel hat. Im Hotelsaal steht sogar ein Bechsteinflügel. Eine Stunde hat er versprochen vorzuspielen, und er spielt, der Johannes Müller, als sässe er nicht allein mit einem alten Mann in einem einsamen Hotelsaal eines abgelegenen Waldlandortes — er spielt, als wolle er mit seiner Musik die Götter in die Knie zwingen wie Orpheus einst. Peter Nickel, der Organist, sitzt da wie versteinert, ein Steinbild der Andacht. Er versteht die Kunst dieses Spiels. Die Zeitungen konnten Johannes Müllers Spiel nicht beschreiben. Es ist grösser als jedes Wort.

Hermann Linden